



2009 № 9

Junge Akademie Magazin

Nur Mut!

- 
- » Freiheit und die Faszination des Möglichen
 - » Lob der deutschen Universität
 - » Das verändert die Welt

Auf einen Blick



Editorial	3	
Perspektive	4	Das verändert die Welt Anonymisierung, Transparenz, Entmystifizierung
Essay	8	Lob der deutschen Universität Plädoyer einer Französin für Humboldts Ideale
Einblick	10	Freiheit und die Faszination des Möglichen
Arbeit	14	Grenzziehungen im System wissenschaftlicher Disziplinen Der Fall der „Kulturwissenschaft(en)“
	16	Grenzen der Nachhaltigkeit Mut zur Überwindung der Armut
Porträt	18	Auf den Punkt genau Die Maschinenbau-Ingenieurin und Logistik-Expertin Katja Windt
	20	Zwischen den Zeilen lauern die Gefühle Der Literaturwissenschaftler Martin von Koppenfels
Köpfe	22	Die zehn „Neuen“ Kurzporträts
Tafel	26	Veranstaltungen · Neue Publikationen
Tellerrand	27	Nur Mut zur Begeisterung für die eigene Forschung!
Impressum	27	

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

wollen wir nicht alle unkonventionelle Wege gehen? Wollen wir nicht alle bewegen, was in unserer Möglichkeit steht? Wollen wir nicht alle frei sein von zeitlicher Dichte, von organisatorischen Notwendigkeiten, von kleinlichen Vorbehalten? Für einen kleinen grundlegenden Beitrag in Wissenschaft und Gesellschaft; für ein intellektuelles Leben – für die Kür?

Nur Mut!

Nur Mut! – so offen und auffordernd ist die Haltung der Jungen Akademie. Mutige Fragen stellen und mutige Standpunkte formulieren; den Spagat zwischen den Disziplinen und Arbeitsgebieten versuchen; auch einmal das Scheitern eines Projektes eingestehen, und mutig dann ein neues versuchen. Die Lebensform der Wissenschaft beflügelt uns zuweilen wie ein intellektueller Freibrief; zuweilen verzweifeln wir jedoch an gestückelter Zeit, an fehlender Gelassenheit, an Zukunftsängsten. Wie viel Mut braucht man, um trotz eines befristeten Arbeitsverhältnisses Zeit auf die intellektuelle Kür zu verschwenden?

Fehlt manchmal der Mut? – „Mut gibt es gar nicht“, gab Martin Walser vor etwa 15 Jahren zu bedenken, und er fügte hinzu: „Man muss nur den nächsten Schritt tun. Mehr als den nächsten Schritt kann man überhaupt nicht tun.“ Welche Schritte wir in der Jungen Akademie tun, erfahren Sie, liebe Leserinnen und Leser, regelmäßig in diesem Magazin: in Essays, Streitgesprächen, Werkstattberichten, Denkanstößen, Porträts.

Wohin diese Schritte führen und wohin das Projekt „Junge Akademie“ als Ganzes sich bewegt, ist unvorhersehbar und immer wieder neu auszuhandeln. Die Junge Akademie hofft auf den Mut ihrer Mitglieder zum Dazwischen und zum Querdenken: Dies ist einer der Befunde von Bettina Mittelstraß, die eine Begegnung mit uns wagte. (Nur am Rande: Welchen Raum braucht denn das (Quer-)Denken? Wie lautet da Ihre Antwort?)

Neu auszuhandeln ist auch der Umgang mit der Chancengleichheit im Wissenschaftsbetrieb aus Sicht der neu gegründeten AG Égalité: Anonymisierung, Transparenz, Entmystifizierung – das würde vieles verändern, meinen Susanne Baer, Jutta Dalhoff und Tilman Brück, deren Debatte zu

dem Thema hier dokumentiert wird. Nicht zu viel Neues wünscht sich hingegen Bénédicte Savoy. Aus der französischen Perspektive findet sie an der derzeitigen Verfassung deutscher Universitäten viel zu loben, das nicht vorschnell vermeintlich mutigen Reformen zum Opfer fallen sollte. Noch einen Schritt weiter geht László Székelyhidi in der Rubrik „Tellerrand“: Nur Mut zur Begeisterung, heißt es bei ihm. Sein persönlicher Gewinn aus dem Jahr der Mathematik war die Rückbesinnung darauf, was ihn (und viele andere) eigentlich in der Wissenschaft hält: die Neugierde auf das Unverstandene und die Lust an Entdeckungsmomenten – beides kostbare Ressourcen, aus denen wir immer wieder schöpfen können. Mut also – zur Begegnung mit der Wissenschaft oder gar zu Wissenschaft als Lebensform.

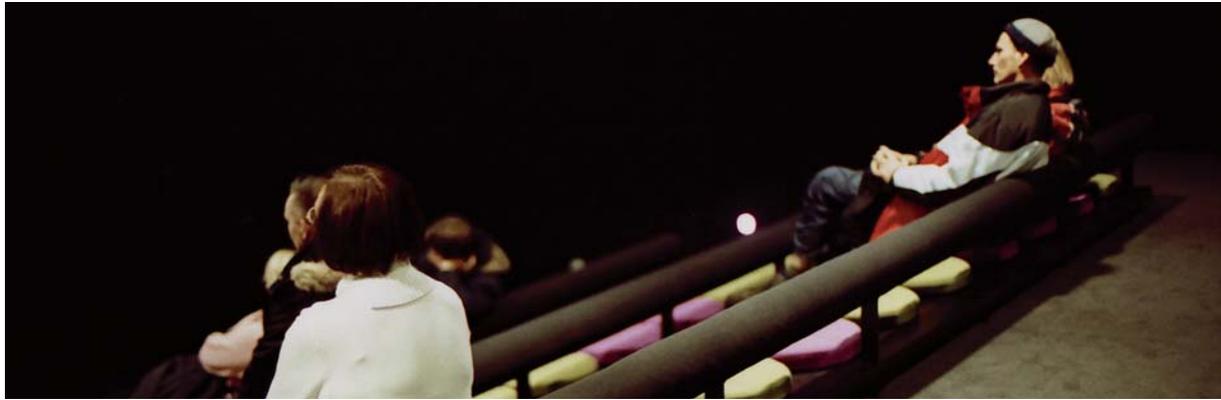
Zwei weitere Beiträge in diesem Magazin sind unkonventionellen Projekten der vor kurzem abgeschlossenen AG Grenzen gewidmet: Der Materialwissenschaftler Jörg Müssig und die Ethnologin Bettina Beer berichten von ihrer Analyse angeblich nachhaltiger Naturfaserprojekte auf den Philippinen. Nachhaltigkeit, so ihr Fazit, hat jedoch viele Dimensionen, die sich erst durch die interdisziplinäre Perspektive erschließen. Von dieser Perspektive profitierte auch das (ganz anders gelagerte) Projekt, das Bettina Beer mit dem Soziologen Matthias Koenig durchführte: Sie untersuchten die strategischen Praktiken der Grenzziehung und Grenzverwischung, mittels derer sich die „Kulturwissenschaft(en)“ im deutschsprachigen Raum zu etablieren versuchen.

Denkanstöße und wissenschaftliche Grenzüberschreitungen erfährt die Junge Akademie auch mit der Ingenieurwissenschaftlerin Katja Windt und dem Literaturwissenschaftler Martin von Koppenfels, die in diesem Heft porträtiert werden. Weitere mutige Ideen erhoffen wir uns selbstverständlich von den zehn neuen Mitgliedern, die seit dem Sommer 2008 die Junge Akademie bereichern, hier ebenfalls kurz vorgestellt werden und ganz nebenbei einen Dekalog der Jungen Akademie erscheinen lassen.

Wir wünschen Ihnen viel Vergnügen beim Lesen und viel Mut für die ganz persönliche Kür!

» Anke Jentsch und Kärin Nickelsen





Das verändert die Welt

Anonymisierung, Transparenz, Entmystifizierung



Jutta Dalhoff ist von Hause aus Historikerin und seit vielen Jahren in verschiedenen Institutionen wie Ministerien und Universitäten in der Wissenschaftsadministration tätig. Heute leitet sie das Center of Excellence Women and Science (CEWS) in Bonn, einen Arbeitsbereich in der Leibniz-Einrichtung GESIS.

Die Gleichstellung von Frauen und Männern in der Wissenschaft lässt nach wie vor zu wünschen übrig. Trotz hochschulpolitischer Vorstöße von verschiedenen Seiten lassen spürbare Erfolge auf sich warten.

Könnte eine Quote den längst notwendigen Durchbruch beschleunigen?

Brück: Ich sehe die Quote durchaus positiv. Sie dient aber eher als Signal, neue Instrumente zu finden, um die Verhältnisse drastisch und schnell zu ändern. So braucht die Wissenschaft in Deutschland dringend mehr Wettbewerb. Und der gängige Leistungsbegriff muss aus Gender-Sicht hinterfragt werden. Ist ein alleinstehender Forscher, der 80 Stunden im Labor steht, wirklich leistungsstärker als seine Kollegin mit Familie, die in 40 Stunden hochproduktiv arbeitet? Diese Maßnahmen sollten dann durch ein internationales Benchmarking unterstützt werden.

Dalhoff: Wir brauchen die Quote jetzt. Die DFG-Gleichstellungsstandards stellen ein konsensfähiges Handlungskonzept für alle DFG-Mitglieder dar, es mangelt aber an verbindlichen Konsequenzen bei Nichterreichen der in diesem Rahmen selbst gesteckten Ziele. Konkret ließe sich aktuell in Deutschland das Instrument einer leistungsabhängigen Ergebnisquote in den von Bund und Ländern finanzierten außeruni-

versitären Forschungseinrichtungen etablieren. Bundes- und Landesforschungsministerien könnten durch einen entsprechenden Beschluss der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz GWK die Mittelvergabe auch an den Parameter einer Frauenquote für Führungspositionen in der Forschung binden.

Baer: Ob Quote, Anreiz oder Sanktion – ich sehe vor allem drei Elemente, die etwas bewirken und sich in anderen Ländern bewährt haben: Anonymisierung, Transparenz, Entmystifizierung. Bewerbungen müssen ohne Angabe des Geschlechts und des Alters bewertet werden, denn beides sagt nichts über Kreativität und Leistungsfähigkeit aus. Anonymisierung ist dabei eine Minimalanforderung, etwa bei der Rekrutierung für Berufslisten. Auch in der Wissenschaft sollte zudem das gelten, was der Bundespräsident verlangt: dass auf jeder Liste für ein neues Gremium genauso viele Frauen wie Männer mit unterschiedlichen Biographien auftauchen. Das verändert die Welt. Wissenschaft leidet zudem mehr als andere Bereiche unter intransparenten Kungelgeschäften. Um zu Qualitäts- und Leistungsdebatten zu kommen, ist Transparenz daher unverzichtbar. Und: Wissenschaft als Lebensform mit unbegrenzter Verfügbarkeit ist ein prägender Mythos der deutschen Wissenschaft, der nichts mit Produktivität zu tun hat und dringend entmystifiziert werden muss: Deutsche Wissenschaftler gehen

Die AG Égalité

Die Arbeitsgruppe Égalité der Jungen Akademie wurde im Sommer 2008 begründet, mit dem Ziel, sich aus verschiedener Perspektive mit dem Thema „Gleichstellung“ in der Wissenschaft zu beschäftigen. Sie äußerte sich in einem Positionspapier zu den neuen Richtlinien der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu „Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards“; doch fragt die AG sich seither, ob es nicht angemessener wäre, „Gleichstellungsorientierte Forschungsstandards“ zu erarbeiten.

weiterhin davon aus, dass sie fair beurteilen. Selbstkritische und professionelle Auseinandersetzung mit latenten Vorurteilen – das gibt es in den USA – findet in Deutschland nicht statt.

Die DFG hat Gleichstellungsstandards formuliert – wie bewerten Sie diese?

Baer: Die Gleichstellungsstandards sind ein interessanter Baustein in einer größeren Palette von bereits ergriffenen Maßnahmen, weil sie die Qualität der Forschung mit der Gleichstellungsfrage offensiver koppeln als bisher. Erfolg versprechend ist, dass sie an die Eigenrationalität der Wissenschaft anknüpfen. Frauenförderung und Gleichstellungsmaßnahmen sind oft als staatlich verordnete Zumutung empfunden worden und nicht als etwas, was Wissenschaft genuin zu interessieren hätte. Es geht aber bei Gleichstellung zum einen um den Pool der Talente und zum anderen um die Qualität der eigenen Arbeit. Beide Aspekte finden sich in den DFG-Standards, und darin sehe ich die Chance zu einer strategischen Wende.

Wie beurteilen Sie diese strategische Chance, Herr Brück?

Brück: Die Ansätze sind in der Tat interessant. Aber der Anspruch an sich ist noch viel zu gering. Bisher kommt die Gleichstellung von einem zu geringen Niveau zu langsam voran. Deshalb wirken die DFG-Standards zu technokratisch. Ich erwarte stärkeres politisches Commitment von Führungspersonen in der Wissenschaft. Über sie muss das Anliegen transportiert werden, nur so kann die Debatte inhaltlich weiterkommen.

Baer: Ich stimme Ihnen insofern zu, dass Gleichstellungsstrategien in Deutschland oft zu technokratisch angegangen werden und zu wenig über die Zielsetzung diskutiert wurde, und deshalb fallen die Erfolge bescheiden aus. Aber die DFG-Gleichstellungsstandards fordern jetzt die Führungspersonen ja gerade auf, das jeweils eigene Konzept in der Hochschule oder

der außeruniversitären Forschungseinrichtung zu entwickeln und sich zu den eigenen Zielen zu bekennen. Das politische Commitment von der DFG-Spitze ist da. Was jetzt fehlt, sind deutliche Signale der anderen Akteure.

Wie kann man hier Druck erzeugen?

Baer: Der Druck, der von den jungen Talenten ausgeht, die die Wissenschaft rekrutieren will, ist nicht zu unterschätzen. Neben fordernden Nachwuchswissenschaftlern und engagierten Führungspersonen braucht es aber gerade in der Wissenschaft das Bottom-up-Prinzip von den Peers, also von den Professoren und Professorinnen, die die wesentlichen Prozesse steuern. Diese Gruppe bewegt sich in Deutschland noch kaum.

Brück: Wo bleibt eine Allianz der führenden Köpfe, die sagen: Gleichstellung ist für uns das Thema Nummer eins? Gleichstellung sollte, gerade wenn es um internationale Wettbewerbsfähigkeit geht, breiter politisch diskutiert werden, zumal es in viele Lebens- und Politikbereiche hineinreicht. Gleichstellung verstehe ich als diskriminierungsfreies Handeln und Verhalten. Die entscheidenden Parameter heißen: Einstellungen, Regeln und Geld – an diesen drei Punkten muss gleichzeitig gehandelt werden.

Was führt dabei weiter: Sanktionen oder Anreize?

Brück: Es ist illusorisch zu denken, dass es ohne Bußgeldkatalog geht. Bei wissenschaftlichem Fehlverhalten wie etwa der Fälschung von Forschungsergebnissen gibt es selbstverständlich Sanktionen. Ähnliches ist vorstellbar für praktizierte Diskriminierung, etwa für frauenfeindliche Äußerungen in Berufungskommissionen. Also „null Toleranz“ für diskriminierendes Verhalten oder Äußerungen.

Baer: Die DFG-Gleichstellungsstandards haben bewusst positive Anforderungen gesetzt, das impliziert auch mögliche Sanktionen. Ein

Susanne Baer ist Professorin für Öffentliches Recht und Geschlechterstudien an der Juristischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin. Die Direktorin des Genderkompetenz-Zentrums der Universität leitete die DFG-Kommission zur Erarbeitung der „Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards“.



Porträtfotos: Ulrich Dahl

Vorsitzender einer Berufungskommission muss handeln, wenn diskriminierende Bemerkungen fallen. Das ist nicht einfach, die Umgehungsstrategien sind subtil, aber man kann Gleichstellungskompetenz ja auch erwerben. Interessanterweise wird heute wieder öfter als früher explizit frauenfeindlich agiert. Sanktionen sind nicht unsinnig. Man sollte aber nicht die Strukturelemente vergessen, die dazu geführt haben, dass so wenig passiert ist. Vereinzelung, die Weigerung, Vorgaben am Gemeinwohl zu orientieren, und wenig Rückendeckung für Kritik kennzeichnen die stark konservative Haltung des deutschen Wissenschaftssystems. Stigmatisiert wird, wer sich nicht mehr „nur“ für Wissenschaft, sondern auch für „Frauenfragen“ einsetzt. Das wird noch zu oft als Schwächung der wissenschaftlichen Reputation gewertet.

Die Junge Akademie fordert in ihrem Positionspapier ein anderes Bild von Wissenschaftlern. Unter anderem wird dort Frauenförderung als Familienförderung gesehen. Wird man damit allen Wissenschaftlerinnen gerecht?

Brück: Wir wünschen uns, dass die Entscheidung für oder gegen Familie unabhängig von der wissenschaftlichen Biographie fallen kann. Außerdem sollte Familie auch sichtbar sein dürfen. Wenn ich auf einer Konferenz Kinderbetreuung brauche, ist das in Deutschland unmöglich, im Ausland aber üblich. Ich möchte, dass mein Arbeitgeber mich dabei unterstützt, Familie und Wissenschaft unter einen Hut zu bringen. Hier sind auch wieder Einstellungen, Regeln und Geld gefragt – und mehr Transparenz dessen, was schon möglich ist.

Dalhoff: Die Stellungnahme der Jungen Akademie zu den DFG-Standards greift entschieden zu kurz, weil sie die Tendenz hat, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Kindern und diejenigen ohne Kinder auseinanderzudividieren. In der Analyse der Ursachen der Marginalisierung von Wissenschaftlerinnen bleibt das Papier ein ganzes Stück weit hinter dem aktuellen Forschungsstand zurück. Zum Beispiel stellte der Wissenschaftsrat 2006 fest, dass es nicht um die individuellen Faktoren auf Seiten der Frauen geht, sondern dass es vor allem wissenschaftsinterne Ursachen sind, die den geringen Frauenanteil an Führungspositionen bewirken. Die statistischen Grundlagen dafür, dass wir konkret handeln müssen, sind längst da. Studien haben belegt, dass Frauen ungleich

stärker von Diskriminierung betroffen sind als Männer. Ebenfalls nachgewiesen ist, dass die unterschiedliche Laufbahnentwicklung der Geschlechter sehr früh ansetzt und weniger mit konkret vorhandenen Kindern als mit spezifischen Geschlechtsrollenzuweisungen zu tun hat.

Brück: Nicht ganz. Es gibt auch die voraussetzende Diskriminierung junger, kinderloser Frauen, da sie potenziell Mütter werden können.

Baer: Das ist kein Aspekt von Familie, sondern von sexistischen Stereotypen. Es wird ein Risiko geringerer Arbeitsleistung angenommen, wenn die Frau Mutter werden würde. Zwei Dinge stimmen daran nicht: Erstens, man weiß nicht, wer Kinder bekommt. Zweitens, die Arbeitsleistung verringert sich dadurch nicht. Das Muster ist sexistisch, weil es nur Frauen attestiert wird. Das Einzige, was da wirkt, ist, dieses Vorurteil aus dem Kopf zu verbannen. Die Verengung auf Vereinbarkeit von Beruf und Familie führt sonst nicht weiter.

Brück: Die Junge Akademie will die Thematik nicht auf Familienförderung verengen. Jedoch erleben wir Nachwuchswissenschaftler unseren Status als Eltern oft als Hürde. Junge Wissenschaftlerinnen fühlen sich in erster Linie nicht als Frau diskriminiert, sondern weil sie Kinder haben. Die Phase der Familiengründung korreliert mit der sensiblen Phase der Spitzenqualifizierung. Deshalb nehmen wir Elternschaft als berufliche Hürde wahr.

Dalhoff: Der Institutschef, der keine Habilitandin mehr einstellen will, weil seine bisherigen Mitarbeiterinnen alle schwanger wurden und aus der Wissenschaft herausgingen, handelt systemimmanent. Er stützt wie alle Beteiligten das bestehende System, genau hier muß aber der Durchbruch zur Verhaltensänderung gelingen.

Baer: Dabei handelt der Institutschef nicht einmal, wie viele meinen, ökonomisch rational. Das belegen die Daten. Frauen fallen nicht aus, weil sie Kinder bekommen. Es gibt ja viele erfolgreiche Wissenschaftlerinnen mit Kindern.

Was sind denn die wirklichen Hürden?

Baer: Eindeutige Erkenntnisse, die handlungsorientiert sind, werden bei uns nicht wahrgenommen. Viele blocken Transparenz ab, um Besitzstände, um ihre patriarchale Dividen-



Tilman Brück leitet die Abteilung Weltwirtschaft am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung in Berlin und ist Juniorprofessor für Entwicklungsökonomie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit 2007 gehört der Entwicklungsökonom der Jungen Akademie an.

de zu wahren – das gilt für beide Geschlechter. Hinzu kommt, dass Deutschland wie kaum ein anderes Land an geschlechterfixierten Stereotypen hängt, da sind uns sogar Portugal und Italien oft weit voraus.

Dalhoff: Männer erhalten nach wie vor mehr selbstverständliche Bestätigung als Frauen auf dem langen Weg der wissenschaftlichen Laufbahn – Stichwort: homosoziale Kooptation. Dort, wo es um Reputation und Ressourcen geht, also bei der Besetzung von Professuren, wird Frauen immer noch der Riegel vorgeschoben.

Brück: Die DFG und alle anderen Institutionen der Wissenschaft sollten ihre Programme nach verbleibenden Hindernissen für Gleichstellung durchforsten – etwa dem Vorschlagsrecht von Professoren für Nachwuchsstipendien.

Baer: Die DFG hat eine recht gute Bilanz, mehr tun müssen die Hochschulen und die außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Wer sich überhaupt nicht der Gleichstellungsdebatte stellt, sind die Akademien. Dabei sind gerade sie als Speerspitze der deutschen Wissenschaft gefordert. Umso besser ist es, dass die Junge Akademie als ein Hort der Reputation das Wort ergreift. Die amerikanische Wissenschaftsförderung pumpt Millionen in einen kulturellen Wandel in der Wissenschaft, weil dort die Zukunft liegt.

Wo muss es jetzt vorangehen?

Brück: Gleichstellung muss ein wichtigeres Thema nicht nur in der Wissenschaft werden. Die Praxis braucht mehr Professionalität und



der gesamte Prozess mehr Beschleunigung. Denn Gleichstellung fängt erst jenseits der 40 Prozent an. Es darf nicht mehr möglich sein, dass Personen auf der Strecke bleiben, weil sie bestimmten Stereotypen nicht genügen. Diskriminierung muss viel stärker als bisher gesellschaftlich geächtet werden.

Dalhoff: Innerhalb der wissenschaftlichen Community herrscht die Idee: Ich allein kann beurteilen, was Exzellenz ist, und deshalb entsprechend fördern oder eben nicht. Das ist das Grundproblem. Konkret wünsche ich mir, dass der von der DFG-Initiative angestoßene Prozess gegenüber hartnäckigen Verweigerern schon innerhalb der nächsten fünf Jahre direkte Sanktionen nach sich zieht. Denn mit schlechten Zahlen lassen sich diese nicht beschämen.

» Uschi Heidel und Isabell Lisberg-Haag

Leistung ist Arbeit pro Zeit

Leistung ist das einschlägige Stichwort, wenn es um vergleichende Bewertungen geht. Doch wird dabei gerne vergessen: Leistung ist nicht einfach Arbeit; Leistung ist Arbeit pro Zeit ($P = W/t$)! Die Leistung von Wissenschaftlerinnen in der Phase der Familiengründung, die ja mit der Phase ihrer Qualifikation für eine wissenschaftliche Laufbahn zusammenfällt, ist aus dieser Perspektive häufig beeindruckend, selbst wenn die relevanten Listen auf den ersten Blick „kurz“ erscheinen.

In Berufungsverfahren und anderen Beurteilungsprozessen wird diese Relation bislang unzureichend berücksichtigt, anders lautenden Lippenbekenntnissen zum Trotz. So wird manches Potenzial verkannt! Nicht nur sollten die beurteilenden Personen physikalische Grundgesetze bedenken, sondern auch den Verlauf biologischer Prozesse: Denn die Kinder sind nicht lange klein, und man stelle sich vor, was eine Person leisten kann, die daran gewöhnt ist, in kleinen, begrenzten Zeitfenstern produktiv zu sein, wenn ihr ein ganzer Tag zur Verfügung steht!

Lob der deutschen Universität

Plädoyer einer Französin für Humboldts Ideale



Plötzlich soll das alles nicht mehr gelten. Plötzlich ist alles Schnee von gestern. Die Humboldtschen Ideale gelten heute als altbacken, unzeitgemäß, arbeitsmarktuntauglich, zukunfts- und wissenschaftsfeindlich. Und studierendenfeindlich sowieso. Die so genannte Bildungsforschung operiert mit Parametern aus der Betriebswirtschaft und kommt folglich zu Diagnosen, die – zeitgeistgemäß geistlos von Rankingtabellen umrahmt – die deutsche Universität als mangelhaft abkanzeln. Über diese Pauschalabwertung einer traditionsreichen Bildungsinstitution könnte man sich maßlos aufregen. Ich will hier aber vor allem loben. Ja, ich will die deutsche Universität loben, so wie sie es zu großen Teilen immer noch ist.

Es geht nicht darum, etwas schönzureden; natürlich gibt es viel zu verbessern. Doch sollte man auch einmal das anerkennen, was lobenswert ist und was die Rundum-Erneuerer allzu leicht übergehen, wenn sie die deutsche Uni-

versität mit anderen vergleichen: zum Beispiel mit der amerikanischen Ivory-League oder dem sagenumwobenen Oxbridge. Zwar finden sich in den USA und England einige der weltweit besten Universitäten, doch gleich daneben finden sich noch viel mehr Universitäten von erschreckend schwacher Qualität. In Deutschland hingegen ist die Schere zwischen guten und schlechten Universitäten bei weitem nicht so ausgeprägt. Und überhaupt: So schlecht kann es doch hier nicht sein, betrachtet man das Resultat. Wie kommt es denn dazu, möchte man fragen, dass deutsche Absolventen und Absolventinnen auf dem internationalen Arbeitsmarkt so begehrt sind? Bei diesen miserablen Universitäten! Nicht nur die „Diplomphysikerin“ genießt weltweit höchstes Ansehen, auch der „Diplom-Ingenieur“ ist geradezu ein Markenzeichen guter Qualität. Auch stehen deutsche Universitäten bei ausländischen Studierenden hoch im Kurs: Deutschland liegt nach einer Studie des Deutschen Akademischen Aus-

tauschdienstes auf Platz drei der Länder, die am liebsten gewählt werden. Es scheint, dass die deutsche Universität und ihre Abschlüsse im Ausland einen besseren Ruf genießen, als es manchen Reformern im Inland lieb ist. Ich, als Französin, darf das sagen, ohne den Neid der Götter zu beschwören – oder was immer die Deutschen davon abhält, auch mal auf das stolz zu sein, was sie haben.

Fruchtbare Dynamik zwischen Studierenden und Dozierenden

Nicht nur die Abschlüsse sind von hoher Qualität; auch der Weg bis dorthin ist bemerkenswert, und das ist zu weiten Teilen in der deutschen Universitätsstruktur begründet. Man studiert(e bisher) zwei oder drei Fächer, was die Studierenden von ersten Semester an auf eine breite interdisziplinäre, multiperspektivische Basis stellt. Zumindest in den Fächern, die ich kennen gelernt habe, sowohl als Dozentin als auch (früher) als Austauschstudentin, fühlen sich die Studierenden als Teil des Lehr- und Forschungsbetriebs und nicht als passive Konsumentinnen und Mitschreiber. Das französische System, das ich naturgemäß ebenfalls sehr gut kenne, hinkt in dieser Hinsicht hoffnungslos hinterher. Wer dort unterrichtet, hat es in der Regel mit Studierenden zu tun, die leichtverdauliche Wissenshäppchen erwarten, mit deren Hilfe sie zwar die nächste Prüfung bestehen, aber nicht zum selbständigen (Weiter-)Lernen befähigt werden. Die Lust zu denken, zu zweifeln, kritisch zu hinterfragen – alles das, was den deutschen Lehrbetrieb so spannend und produktiv macht – ist in Frankreich kaum zu finden. Die dortigen Universitäten haben sich zu verschulden Prüfungsvorzimmern mit Frontalunterricht entwickelt, wo die Studierenden von der konstruktiven Wissensaneignung abgeschottet sind. Wer aus dem französischen System ins deutsche wechselt, betritt eine andere Welt und staunt über die fruchtbare Dynamik, die zwischen Studierenden und Dozierenden entstehen kann.

Die deutsche Universität bezieht ihre Stärke bisher aus der engen Verbindung von Forschung und Lehre. Sie sollte sich allen Versuchen widersetzen, diese bewährte Einheit gewaltsam zu trennen. Der Wert dieser Einheit, und damit einhergehend der Wert einer weitgehenden Freiheit von Forschung und Lehre, ist kaum zu überschätzen. In Frankreich, als Kontrast, wird die Kapazität der Dozierenden weitgehend aufgesogen von der Anpassung an zentral gesteu-

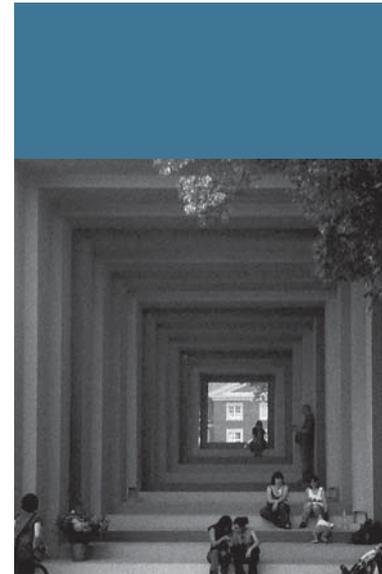
erte Lehrprogramme – im Ergebnis wirken sowohl die universitäre Forschung als auch weite Teile der Lehre wie gelähmt.

Denkschärfe statt Prüfungswissen

Natürlich sollen nicht alle Studierenden nachher forschen. Natürlich soll die Universität für „den Arbeitsmarkt“ bilden (nicht „ausbilden“). Aber auch in der so genannten freien Wirtschaft muss man wissen, wie man die richtigen Fragen stellt, man muss Argumente von Schein-Argumenten unterscheiden, gute Evidenz von schlechter, glaubwürdige Studien von Scharlatanerie. Wie und wo könnte man dies besser lernen als in einem forschungsnah organisierten Studium? Indem die Studierenden dem forschenden Lehrer und der lehrenden Forscherin begegnen, lernen sie mehr als Prüfungswissen: Sie lernen zu denken. Und das ist auch für zukünftige Manager von Wert! Urteilskraft, analytische Fertigkeiten und Denkschärfe sind kein Elfenbeinturmwissen, sondern auch für die nichtwissenschaftliche Laufbahn grundlegend und unersetzlich.

Ich hoffe sehr, dass die deutsche Universität in dieser Hinsicht bleibt, wie sie ist. Ich hoffe, dass Studierende auch weiterhin, jenseits der Modularitis, dazu befähigt, ermutigt und ermuntert werden, sich zu selbständig denkenden, europäischen Bürgerinnen und Bürgern zu entwickeln (und nicht nur zu Arbeitskräften). Deutsche, so hört man, seien doch so gut im Organisieren. Sollte dieses Stereotyp zutreffen (was doch wünschenswert wäre!): Bitte organisiert die reformierten Studiengänge so, dass die bisherigen Stärken nicht verloren gehen. Lasst euch (lasst uns!) nicht mutlos dastehen vor dem lauten Getöse jenseits des Atlantiks. Die USA haben in vielerlei Hinsicht deutlich höheren Nachholbedarf; von den Franzosen einmal ganz zu schweigen. Denkt nicht immer gleich, Ihr deutschen Universitäten, Ihr wärt die Schlechtesten und müsstet daher sofort alles ändern! Bitte ändert Euch dort, wo es angemessen erscheint; aber bitte habt den Mut, im Kern so zu bleiben, wie Ihr es bisher wart. Und sei es mir zuliebe!

» Bénédicte Savoy



Freiheit und die Faszination des Möglichen



Wo kommen wir her? Wo wollen wir hin? Woran wollen wir arbeiten, und wie? Wenn sich die Mitglieder der Jungen Akademie einmal im Jahr auf Schloss Blankensee zur Ideenwerkstatt treffen, ist das immer ein Experiment mit offenem Ausgang. Frei in der Wahl ihrer Organisationsstrukturen und vor allem frei in der Wahl der Forschungsthemen, an denen gemeinsam gearbeitet wird, entwirft sich die Junge Akademie an diesen drei Tagen immer wieder neu. Alles darf in Frage gestellt werden, alles darf sich ändern, um die kreative Zusammenarbeit junger und talentierter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bestmöglich zu gestalten. Wer hier zusammensitzt, will über den eigenen Tellerrand schauen und die Kür der Wissenschaft leben.

Seit dem Jahr 2000 stellen die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften und die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina dem wissenschaftlichen Nachwuchs mit der Jungen Akademie eine einzigartige Plattform für die intellektuelle Begegnung zur Verfügung. Von den damaligen Präsidenten ermutigt, in allen Angelegenheiten der jungen Institution eigene Wege zu suchen, gibt es für die Mitglieder der Jungen Akade-

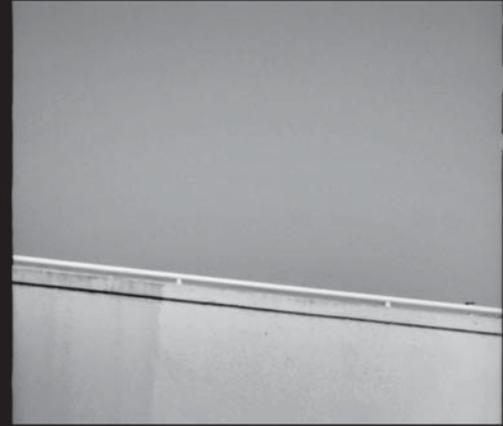
mie nur die Vorgabe, ihre selbst gestellten Forschungsaufgaben interdisziplinär anzugehen. Fast schon surreal, dieses Maß an Freiheit.

Interdisziplinarität

In „Arbeitsgruppen“, so beschloss die Gründungsgeneration im Jahr 2000, wollte die Junge Akademie sich organisieren; und so fanden sich bereits im ersten Jahr dieser selbst organisierten Gemeinschaft ein Physiker, eine Psychologin und ein Rechtshistoriker zu der inzwischen abgeschlossenen AG Selbstorganisation zusammen, nicht ohne selbstironischen Unterton. Drei Personen sind bis heute das Minimum für die Einrichtung einer neuen Arbeitsgruppe. Diese magische Minimalanzahl gewährleistet bis heute nahezu unweigerlich die Interdisziplinarität der Arbeit, betrachtet man die Vielfalt der in der Jungen Akademie vertretenen Fachrichtungen. Diese Vielfalt an Blickwinkeln und Expertisen ist durchaus gewünscht; und sie ist ständig im Fluss, denn mit der jährlichen Zuwahl zehn neuer Mitglieder – die zugleich das Ausscheiden zehn bisheriger Mitglieder mit sich bringt – verändert sich das disziplinäre Gefüge.

Die erwähnte AG Selbstorganisation war mit Sicherheit interdisziplinär – vielleicht schon fast zu interdisziplinär. Der Begriff „Selbstorganisation“ schien doch schon innerhalb jeder der beteiligten Disziplinen so komplex und facettenreich, dass es nahezu utopisch schien, die eigenen theoretischen Modelle auf vollständig andere Gegenstandsbereiche zu übertragen. Geht das wirklich? Kann man Beschreibungsmodelle für das Verhalten von Fischeschwärmen auf Phänomene wie das Generieren von Zufallsreihen oder die Fluktuation von Emotionen über die Zeit anwenden? Diesen Transfer zu versuchen, war eine der ersten selbst gestellten Aufgaben, deren Lösung 2006 in einem Sammelband dokumentiert wurde.

Seit der Gründung wurden bisher 23 Arbeitsgruppen abgeschlossen, die in zahlreiche Publikationen mündeten, ganz unterschiedli-



che Arbeitsformen nutzen und eine Fülle von Veranstaltungen organisierten. In elf Arbeitsgruppen engagieren sich die 50 derzeitigen Mitglieder – zum Beispiel in der AG Rhythmus, in der sich ein Physiker, eine Störungsökologin, eine Kognitionswissenschaftlerin, ein Regisseur, eine Theaterwissenschaftlerin, ein Literaturwissenschaftler, ein Mediziner, eine Sprachwissenschaftlerin und eine Expertin für Produktionstechnik regelmäßig treffen, um nach den Rhythmen in Zeit und Raum, in Physiologie, Musik und Ökologie zu fragen, und nach denen von industriellen Produktionsprozessen. Ein aktuell laufendes, experimentelles Forschungsprojekt untersucht das Phänomen persönlicher Rhythmen, von Schrittfrequenz bis zur Musikpräferenz; und für das nächste Jahr plant die AG einen Workshop mit dem voraussichtlichen Titel „Zeitkunst. Metrik in interdisziplinärer Perspektive“.

Gestaltungs- und Erkenntniswille

Eher selten bleiben die Arbeitsgruppen reine Vortrags- oder Diskussionsrunden; doch für viele steht diese Form des Dialogs am Anfang. Denn bevor man miteinander arbeiten kann, muss man wissen, was die anderen unter dem fraglichen Phänomen verstehen. Was ist eigentlich „Rhythmus“? Darüber stritt sich die Arbeitsgruppe gleichen Namens nicht weniger als die ersten zwei Jahre ihrer Existenz. Mit dem langsamen Verstehen des jeweils Anderen kommt dann, im besten Fall, das Überraschende, ein unerwartetes Aufblitzen von Zusammenhängen – und damit die Möglichkeit zu wirklich interdisziplinären Forschungsprojekten. Dieser Prozess, so stellt sich immer wieder heraus, ist nicht beliebig abzukürzen, selbst wenn die Mitglieder dies häufig wünschten. Erst wer sich tagelang miteinander hinsetzen kann, um die Anfangsbarrieren unterschiedlicher Begrifflichkeit zu überwinden, erst

wer diese Phase der vermeintlichen Ineffizienz übersteht, gewinnt aus der interdisziplinären Zusammenarbeit nicht nur Freude, sondern auch Erkenntnis. Nicht allen Arbeitsgruppen der Jungen Akademie gelingt dies in gleicher Weise, und nicht alle Projektideen erweisen sich als tragfähig. Aber auch das ist in der Jungen Akademie erlaubt: Ideen dürfen auch scheitern; dann versucht man eben etwas Neues.

Sachbezogenes Interesse und Argumente zählen

Ob ehemalige oder aktive Mitglieder der Jungen Akademie – alle zeigen sich begeistert über die sachbezogene, kreative und produktive Zusammenarbeit mit ihren Kollegen, beflügelt von dem freundschaftlichen, informellen und respektvollen Umgang miteinander und beeindruckt von der Klugheit und Qualität der jeweils Anderen. Überaus beliebt sind die Mitgliedervorträge an den Plenarsitzungen der Jungen Akademie, in denen Einzelne ihre individuellen Forschungsarbeiten vorstellen – eine Möglichkeit der Horizonterweiterung, aus der auch neue Arbeitsgruppen oder andere Formen der Zusammenarbeit entstehen können, spontan und stets unbürokratisch. Denn während im Forschungsalltag der Konkurrenzdruck eher Abgrenzungsmechanismen fördert sowie den Einsatz spitzer Ellenbogen, eröffnet die Junge Akademie einen einzigartigen Freiraum des Denkens und der Begegnung. Hier gehe es nicht darum, ob Fragende oder Antwortende glänzen, meint eine Kognitionswissenschaftlerin. Und hier funktionierten keine Machtmechanismen, fügt eine Philosophin hinzu. Wissenschaftliche Preise oder die Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Schule sind unerheblich; stattdessen zählen sachbezogenes Interesse und Argumente.

Fortsetzung nächste Seite >

Offenheit für den Dialog mit der Gesellschaft

Neben dem interdisziplinären Diskurs wurde im Statut auch der Dialog mit der Gesellschaft als Aufgabe der Jungen Akademie festgehalten. Dies geschieht etwa in Form der jährlich gestellten Preisfrage, die in diesem Jahr lautet: „Welchen Raum braucht das Denken?“ Die immer wieder anders zusammengesetzte Jury nimmt alles ernst, was bis zum Ende des Jahres an Antworten eingereicht wird, und das ist in der Regel viel und mannigfaltig. Diese Interaktion ist Vielen in der Jungen Akademie auch deshalb so wichtig, weil die Öffnung von Wissenschaft hin zur Gesellschaft nicht selten die Selbstreflexion befördert. Oft an der Grenze zwischen Kunst und Wissenschaft verortet, können die Antworten auf die Preisfrage auch Klarheit über die eigenen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Visionen geben, über ihren Wert und ihren Sinn sowie die eigene Idee des persönlichen Denk-Raums.

Doch auch über die Gesellschaft wird in der Jungen Akademie diskutiert – so etwa in der AG Klima und Kultur, in der AG Menschen – Rechte oder in der neu gegründeten AG Wissenschaftliche Politikberatung. Zudem haben viele Arbeitsgruppen auch externe Mitglieder oder laden Gäste zu Veranstaltungen ein, deren fachliche Expertise das Spektrum an Meinungen und Blickwinkeln ein weiteres Mal erweitert. Dieser Schritt nach außen hat zudem Methode: Ein Katalysator will man sein und den Gedanken des interdisziplinären Dialogs auf lange Sicht für Wissenschaft und Gesellschaft fruchtbar machen. Das zumindest ist die Vision.

Höchst erfolgreich wurde diese Vision etwa in einem mehrteiligen Projekt umgesetzt, das den eigentümlichen Titel trug „HUM – die Kunst des Sammelns. Ein taxomanischer Parcours“. Einerseits wurden hier Fachpersonen ganz unterschiedlicher Provenienz zusammengebracht, Biologische Systematik, verschiedene Geschichtswissenschaften, Geologie, Ökologie, Kunstgeschichte, Psychologie und andere, um an einem Symposium im Museum für Naturkunde in Berlin miteinander zu diskutieren: über das Denken mit und ohne Schubladen, über Sammelwert und Sammelwut sowie über die Zukunft wissenschaftlicher Kollektionen. In monatelanger Kooperation erarbeiteten zudem Künstler und Musikerinnen gemeinsam mit dem Kustodenstab des Museums einen erlebnisrei-

chen Parcours durch die sonst verschlossenen wissenschaftlichen Sammlungsräume. Mit viel Phantasie wurde auf diese Weise den zahlreichen Besucherinnen und Besuchern der Veranstaltung ein umfassendes Porträt des Museums angeboten, und ein beeindruckender Einblick in das Labyrinth der Natur und ihrer Artenvielfalt.

Mut zum Dazwischen und zum Querdenken

Die Junge Akademie hat durch die ihr eigene Freiheit so etwas wie einen „Spielwiesencharakter“, auf der sich wissenschaftliche Neugier austoben darf und soll. Der Mut, sich der eigenen Phantasie zu bedienen, ist dabei ebenso gefragt wie der Mut zum Querdenken und zur vermeintlichen Zeitverschwendung. Der Zeitfaktor ist natürlich prekär, denn die Lebenssituation der meisten Mitglieder wird von vielen Seiten bedrängt: unsichere Stellensituation, laufende Berufungsverfahren, hohe Arbeitsbelastung, ständig geforderte Flexibilität und zugleich für viele der private Alltag mit Kleinkindern. Die Mitglieder der Jungen Akademie haben für die Junge Akademie eigentlich keine Zeit; aber sie nehmen sich diese Zeit. Woher sie diese nehmen – das wird wohl individuell immer wieder neu verhandelt. Die Plenarsitzungen versuchen beiden Ansprüchen gerecht zu werden: Im Herbst



werden sie auf ein Wochenende gelegt, im Frühjahr auf Arbeitstage innerhalb der Woche. Sich all diejenige Zeit zu nehmen, die man erübrigen kann, empfiehlt sich auch deswegen, weil die Mitgliedschaft auf fünf Jahre begrenzt ist. Anders als in traditionellen Akademien ist die Chance zum Engagement nicht lebenslänglich gegeben; die fünf Jahre sind viel zu kurz und zu kostbar, um sie ungenutzt verstreichen zu lassen.

Keine Verpflichtung zur Anpassung

Neben den Forschungsprojekten meldet sich die Junge Akademie auch wissenschaftspolitisch zu Wort. Ihre Stellungnahme zur Juniorprofessur im Jahr 2004 hat sie schnell bekannt gemacht, das aktuelle Positionspapier zur Lehre wird breit wahrgenommen. Die Junge Akademie befindet sich damit in einer Art Konsolidierungsphase: Immer häufiger werden von ihr wissenschaftspolitisches Engagement zu diesem oder jenem erwartet und Stellungnahmen abgefragt. Aber abgesehen davon, dass die Stichprobe an der Jungen Akademie viel zu klein ist und zu speziell, um den gesamten wissenschaftlichen Nachwuchs zu repräsentieren, versteht sich die Junge Akademie auch prinzipiell nicht als generelles Sprachrohr. Auch weil das Bedürfnis, sich neben der fachlichen Auseinandersetzung in der Wissenschaftslandschaft Gehör zu verschaffen, nicht bei allen Mitgliedern gleich stark ist, werden wissenschaftspolitische Themen nicht im Breitbandverfahren abgedeckt, sondern nur punktuell, in nach individuellem Interesse zusammengesetzten Arbeitsgruppen erörtert. In den aktiven Arbeitsgruppen „Lehre“ oder „Manieren!“ wird namentlich Stellung bezogen. Hier will man an bestimmten Punkten Akzente setzen, und zwar mit der Freiheit, auch unbequeme oder unpopuläre Meinungen zu vertreten. Eine Verpflichtung zur Anpassung gibt es nicht.

Zwischentöne

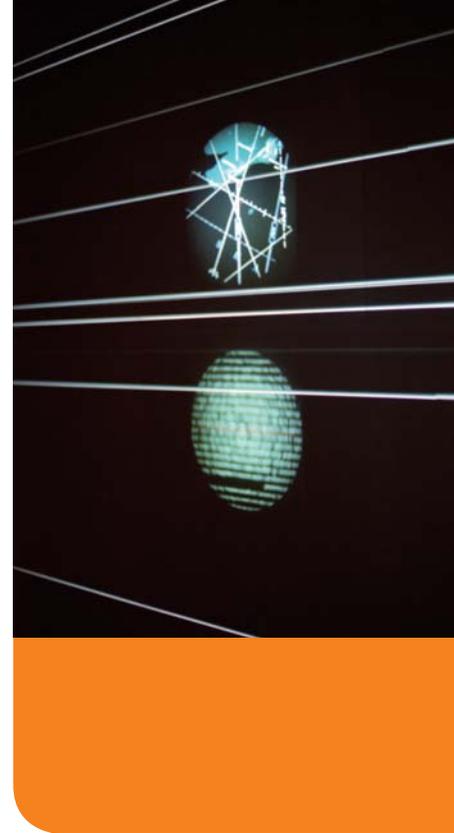
Dass die eigene Identität von unbeschränkter Freiheit geprägt ist – und dies bleiben soll – kann auch eine Last sein. Wo immer wieder alles neu und alles anders gemacht werden kann, wo immer wieder Menschen kommen und gehen, die gestalten wollen, wo diese wechselnde Gruppe begabter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, sämtlich starke Persönlichkeiten, zunehmend in der Öffentlichkeit als unangepasst wahrgenommen wird, da wächst der Erwartungsdruck: der von außen und der an sich selbst. Denn wie diese Freiheit organisiert,

mit Inhalt gefüllt und mit Ergebnissen nach außen getragen werden soll, muss Jahr für Jahr in einer stets neu zusammengesetzten Mannschaft ausgehandelt werden. Nicht jeder will fünf Mal in seiner fünfjährigen Mitgliedschaft alles neu entwerfen. Gegenüber den eingefahrenen traditionellen Strukturen vieler anderer Akademien ist diese ständige Selbstreflexion unbedingt wertvoll. Sie kann aber auch angesichts der Zeit, die sie immer wieder kostet, die zielführende, produktive Zusammenarbeit lähmen. Doch – zum Glück – auch das kann die Junge Akademie nach ihren Wünschen immer wieder ändern.

Dauerhaft gewinnbringende Erfahrungen

Seit acht Jahren gelingen der Jungen Akademie mit ihrer besonderen Freiheit vielschichtige, schöpferische Grenzüberschreitungen. Das scheint nachhaltig zu prägen und auch auf lange Sicht das Denken beweglich zu halten. Wenn Jahr für Jahr zehn der „Jungen“ zu „Ehemaligen“ werden und wieder ihre eigenen, disziplinären Wege gehen, überdauern nicht nur Freundschaften. Schneller sei sie seither in der Lage, sich mit fachfremden Wissenschaftlern zu verständigen, sagt eine Psychologin. Man nehme ein neues Problembewusstsein für die eigene Arbeit mit, meint ein Soziologe; und ein Rechtshistoriker unterstreicht, dass die Offenheit des Blicks für immer erhalten bleibe. Wer in die Junge Akademie gewählt wird, der hat vermutlich schon immer daran gezweifelt, dass seine Disziplin bestimmte Probleme abschließend klären kann. Wer die Junge Akademie verlässt, sieht sich nicht nur darin bestätigt, sondern den wird die hier gelebte Freiheit immer wieder dazu verführen, die eigene Wirklichkeitswahrnehmung zugunsten neuer, ganz anderer Erkenntnisse und Erklärungen zu vernachlässigen. Das mag für außenstehende Beobachter nahezu bedrohlich klingen. Aber von den Mitgliedern zu hören ist über die Grenzen der fünfjährigen Zugehörigkeit hinweg bisher nichts als uneingeschränkter Enthusiasmus.

» Bettina Mittelstraß



Grenzziehungen im System wissenschaftlicher Disziplinen

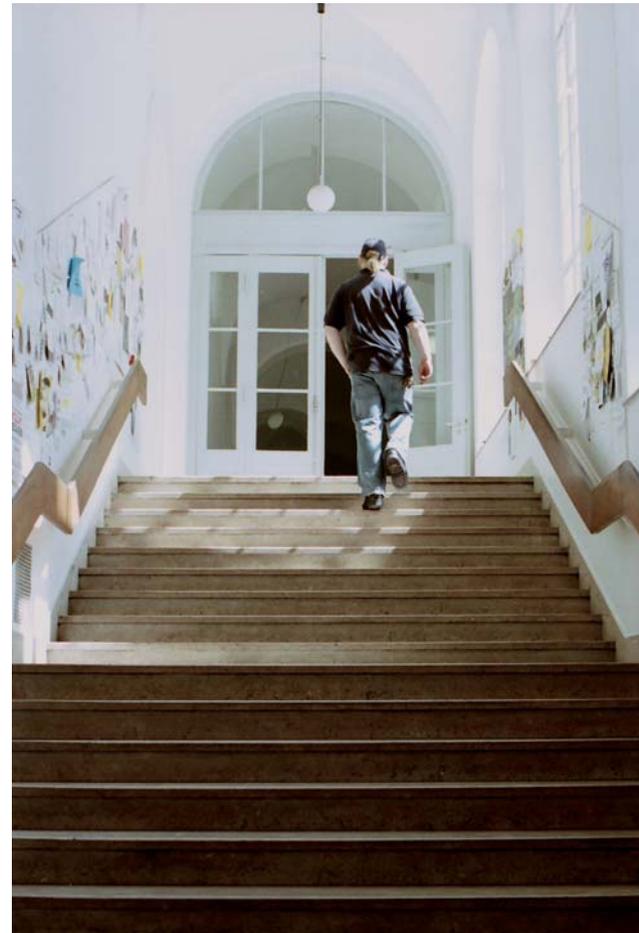
Der Fall der „Kulturwissenschaft(en)“

Die AG Grenzen wurde im Jahr 2004 gegründet und entwickelte sich bis zu ihrem Abschluss im Jahr 2008 zu einer sehr aktiven Arbeitsgruppe der Jungen Akademie. Die Bandbreite der Interessen zeigt sich eindrucksvoll an zwei Themen, die zuletzt die Arbeit der AG Grenzen bestimmt haben und in diesem Heft vorgestellt werden: ein anwendungsorientiertes Projekt zur sozialen Nachhaltigkeit des Anbaus von Naturfasern auf den Philippinen (siehe Seite 16 f.) sowie die auf dieser Doppelseite vorgestellten Überlegungen, die am Beispiel der Kulturwissenschaft(en) die Grenzziehung zwischen Disziplinen im deutschsprachigen Raum hinterfragen.

Seit mehr als zwei Dekaden haben „Kulturwissenschaften“ im deutschsprachigen Wissenschaftsraum Konjunktur. Das Selbstverständnis etablierter Disziplinen – von den Philologien über die Geschichtswissenschaft bis hin zur Ethnologie, Politologie und Soziologie – wird neu verhandelt, und teils beschwört man sogar die Entstehung einer neuen Disziplin, nämlich der „Kulturwissenschaft“. Das Ziel unseres im Rahmen der AG Grenzen der Jungen Akademie durchgeführten Projektes war es, diesen Prozess ähnlich wie die Konstruktion ethnischer Gruppen als Ergebnis (strategischer) Praktiken der Grenzziehung und Konsensbildung zu erklären. Dabei interessierte uns vor allem das unterschiedliche Schicksal der Projekte interdisziplinärer Neu-Etikettierung („Kulturwissenschaften“ im Plural) und disziplinärer Neugründung („Kulturwissenschaft“ im Singular).

Üblicherweise erklärt man die Neubildung wissenschaftlicher Disziplinen mit einer Spezialisierung auf zuvor unerschlossene Gegenstandsbereiche oder Methoden. Aus dieser Sicht erscheint die gegenwärtige Konjunktur von „Kulturwissenschaft(en)“ in mehrfacher Hinsicht als überraschend: In ihrer Pluralvariante stellen „Kulturwissenschaften“ geradezu ein Programm der Entdifferenzierung von Disziplinen dar, hübsch gekleidet in die Rhetorik der „Inter-“ und „Transdisziplinarität“, während die Singularvariante auf eine gewissermaßen parasitäre Disziplinengründung an den Rändern etablierter Disziplinen zielt. Es ist unsere These, dass die erstaunliche Konjunktur von „Kulturwissenschaft(en)“ im deutschsprachigen Raum aus strategischen Praktiken symbolischer und sozialer Grenzziehung erklärt werden kann, die ihrerseits durch spezifische wissenschaftsinterne, vor allem aber wissenschaftsexterne Bedingungen ermöglicht wurden.

Wissenschaftsintern führten der „cultural turn“, die Entstehung der „Cultural Studies“ im angelsächsischen Raum und ein erodierendes Selbstbewusstsein der Geisteswissenschaften zur Bildung neuer Netzwerke wissenschaftlicher „Kultur“-Kommunikation und veränderten die Machtverteilung zwischen den Disziplinen. Damit war der Raum für neues disziplinäres „boundary-blurring“ sowie „boundary-making“ geschaffen.





Der Erfolg dieser Strategien verdankt sich vor allem wissenschaftsexternen Rahmenbedingungen, wie der Expansion des Bildungssystems seit den 1970er Jahren und den Folgen der Globalisierung seit den 1980er Jahren. Durch sie änderte sich die politische Wahrnehmung der Geisteswissenschaften nachhaltig: Eine grundlegende „Krise der Geisteswissenschaften“ wurde diagnostiziert, in der Forderungen nach Modernisierung, disziplinärer Selbstreflexion, Transdisziplinarität und Internationalisierung erhoben wurden. Diese Stichwörter sollten später unmittelbar Eingang in die Selbstbeschreibungen der „Kulturwissenschaft(en)“ finden. Tatsächlich bestand die gemeinsame wissenschaftspolitische Reaktion auf die „Krise der Geisteswissenschaften“ in Deutschland, Österreich und der Schweiz genau in jenem Ruf nach „Kulturwissenschaft“.

Gesteigert wurde der hochschulpolitische Reformdruck in den 1990er Jahren durch die seit der Bologna-Erklärung (1999) eingeleitete Einführung gestufter und modularisierter Studiengänge mit einer europaweit kompatiblen Währung für Studienleistungen. Da modularisierte Studiengänge den Prüfungs- und Verwaltungsaufwand bei (bislang) gleich bleibendem Personal beträchtlich erhöhen, können vor allem kleine geisteswissenschaftliche Fächer kaum mehr selbständige Studiengänge anbieten. Die Einführung „kulturwissenschaftlicher“ Studiengänge stellt in dieser Situation eine attraktive Option dar, soweit transdisziplinäre Curricula die Lehraufgaben reduzieren und Freiräume für eigene disziplinäre (!) Forschung schaffen.

Insgesamt war es die Koinzidenz einer Krisenrhetorik der Geisteswissenschaften mit der Umstrukturierung des deutschen Universitätsystems, die eine günstige Gelegenheitsstruktur für institutionelle Unternehmer schuf, die unter dem Banner der „Kulturwissenschaft(en)“ disziplinäre Grenzen teils aufzulösen, teils neu zu ziehen versuchten. In symbolischer Hinsicht geschah dies mit Hilfe von Namengebungen, Selbstbeschreibungssemantiken und Genealogien. In sozialer beziehungsweise institutioneller Hinsicht haben die „Kulturwissenschaft(en)“ durchaus eine eigene Infrastruktur entwickelt; Forschungsinstitute und Zeitschriften, Studiengänge und Professuren stabilisieren die Orientierung der Lehre an der imaginierten Einheit jenes interdisziplinären Fachensembles.

Den Plural- und Singularvarianten der „Kulturwissenschaft(en)“ ist dabei ein unterschiedliches Schicksal beschieden. Als interdisziplinäres Etikettierungsprojekt haben sie durchaus Erfolg. „Kulturwissenschaften“ als Bezeichnung für sprach-, geistes- oder sozialwissenschaftliche, jedenfalls nicht-naturwissenschaftliche Fächer hat sich vielerorts eingebürgert. Ganze Fakultäten, Fachbereiche oder Departments, Sektionen wissenschaftlicher Akademien, Verlagsprogramme, Buchreihen und Zeitschriften werden so benannt. Die Grenzverläufe zwischen den klassischen Disziplinen werden hier nicht grundsätzlich in Frage gestellt, sondern in einer höheren interdisziplinären Einheit aufgehoben. In inneruniversitären Auseinandersetzungen um Ressourcen kann es durchaus von Vorteil sein, wenn einzelne Fächer sich als sozial-, kultur- oder sprachwissenschaftlich platzieren können.

Weniger erfolgreich scheint bislang jedenfalls das disziplinäre Neugründungsprojekt „Kulturwissenschaft“ zu sein, als Studiengang scheint „Kulturwissenschaft“ sich jedoch etablieren zu können. Gerade die Unbestimmtheit ihres Inhaltes macht sie in Zeiten zunehmender Spezialisierung der wissenschaftlichen Einzeldisziplinen für Studierende mit Interessen an Allgemeinbildung attraktiv. Auch das politische Ziel, kostengünstig eine größere Zahl von Studierenden mit allgemeinen wissenschaftlichen Arbeitstechniken vertraut und markttauglich zu machen, lässt sich mit dieser Strategie bestens erreichen.

Insgesamt zeigen der Erfolg interdisziplinärer Neuetikettierung und der begrenzte Erfolg des parasitären Disziplinierungsprojekts, dass das moderne System wissenschaftlicher Disziplinen eine relativ starke Stabilität aufweist. Unsere Analyse deutet insbesondere darauf hin, dass die hochschul- und wirtschaftspolitisch motivierte Einführung disziplinübergreifender (grundständiger) Studiengänge nur kaum dazu führt, dass die Wissenschaftlerstämme ihre disziplinär gebundene Forschungspraxis reorganisieren. Die Krise der Geisteswissenschaften durch Umstellung auf „Kulturwissenschaft“ zu lösen, fordert offenbar den Preis einer stärkeren Entkopplung von Lehre und Forschung.

» Bettina Beer und Matthias Koenig

Grenzen der Nachhaltigkeit

Mut zur Überwindung der Armut

Im Rahmen der AG Grenzen der Jungen Akademie wurde in dem hier vorgestellten Projekt aus ethnologischer und werkstoffwissenschaftlicher Sicht hinterfragt, inwieweit so genannte „Corporate Social Responsibility-Projekte“ die noch häufig vorhandene Grenze zwischen der ökologischen/ökonomischen und der sozialen Nachhaltigkeit überwinden können. Als Fallbeispiel wurde der Einsatz von Naturfasern von den Philippinen in deutschen Automobilen kritisch betrachtet.

Seit Beginn der Industrialisierung wurde die ökonomische Effizienz mit einer enormen Geschwindigkeit vorangetrieben. Dieser Verlauf, unter Vernachlässigung einer nachhaltigen Entwicklung, führte zu einem steigenden ökologischen Risiko. Seit der zweiten Hälfte der 1980er Jahre hat sich die Betriebswirtschaftslehre intensiver mit der Thematik Ökologie/Ökonomie beschäftigt. Spätestens seit der Veröffentlichung des Brundtland-Berichts 1987 wurde der Begriff Nachhaltigkeit um den Aspekt der ökologischen Gerechtigkeit erweitert. Demnach sollen nachhaltige Entwicklungen den drei Grundpfeilern der Zukunftssicherheit – Ökonomie, Ökologie und Gesellschaft – genügen. Seitdem der Ökologiegedanke nicht mehr lediglich unter Kostenaspekten, sondern auch unter Gewinngesichtspunkten in Firmenkonzeppte aufgenommen wird, scheinen Ökologie und Ökonomie gut vereinbar zu sein. Die Einbeziehung sozialer Anforderungen stellt jedoch häufig noch eine Grenze dar, vor allem dann, wenn Firmen aus Industrienationen Produktionsstätten in Entwicklungs- oder Schwellenländern betreiben.

Naturfasereinsatz im Automobil

In den späten 1930er Jahren protegierte Henry Ford den Einsatz von Naturfasern in der amerikanischen Autoproduktion. In der DDR war die Automobilindustrie durch entsprechende Rahmenbedingungen äußerst innovativ und entwickelte für die Karosserie des Trabant Bauteile aus naturfaserverstärktem Kunststoff. Seit den 1990er Jahren sehen die Autohersteller den verstärkten Einsatz von Naturfasern unter anderem als einen Schritt auf dem Weg hin zu einer nachhaltigen

Mobilität. Der Autokonzern Daimler beispielsweise verfolgt hierbei zwei Schlüsselstrategien: Das Unternehmen nutzt Nachwachsende Rohstoffe in Bauteilen und stößt Naturfaserprojekte etwa in Entwicklungs- und Schwellenländern an. Weltweit agierende Unternehmen fühlen sich durch ein verändertes Verbraucherbewusstsein zunehmend ihrer Sozialverantwortung verpflichtet, wobei soziale Aspekte und Umweltbelange in die Unternehmensstrategien eingebunden werden sollen.

Das „Abacá-Projekt“ von Daimler stellt ein derartiges Konzept dar. Hierbei überschreitet die Produktion die Grenzen zwischen Asien und Europa: Auf den Philippinen bauen einheimische Bauern die Faserpflanze Abacá an, in der Schweiz werden die Fasern zum naturfaserverstärkten Kunststoffbauteil verarbeitet und in den deutschen Werkshallen in die Unterbodengruppe der Mercedes A-Klasse montiert. Nachhaltig ist dieses Produkt in doppelter Hinsicht: Es hat ökologische und ökonomische Vorteile gegenüber dem konventionellen Bauteil.

Soziale Nachhaltigkeit vernachlässigt

Im Rahmen der Arbeit der AG Grenzen wurde deutlich, dass in den einzelnen Disziplinen eine zum Teil völlig andere Vorstellung von sozialer Nachhaltigkeit vorherrscht. Während aus der Sicht der Automobilindustrie das Siegel der sozialen Nachhaltigkeit bereits dann vergeben werden kann, wenn die Landwirtschaft vor Ort von dem Anbau profitiert, ist die Beurteilung der sozialen Nachhaltigkeit aus ethnologischer Sicht deutlich komplexer.



Die Diskussionen haben zu der These geführt, dass soziale Nachhaltigkeit im Kontext lokaler Gesellschaften und Akteure untersucht werden muss. Erst die empirische Überprüfung von Aussagen über Nachhaltigkeit, in die auch Sozial- und Kulturwissenschaftler einbezogen werden, erlaubt eine ernsthafte Evaluierung von derartigen Projekten.

Im Beispiel der Gewinnung der Abacá-Fasern müssen vor allem die sozialen Bedingungen Berücksichtigung finden. Auf den Philippinen leben schätzungsweise 90 Millionen Menschen, davon etwa 40 Prozent unterhalb der Armutsgrenze.



Viele Filipinos arbeiten zeitweise im Ausland; 2004 waren es rund 7,5 Millionen. Soziale Nachhaltigkeit muss bedeuten, dass die Armut auf den Philippinen gemildert und die Lebensbedingungen verbessert werden. Tatsächlich sind Schätzungen zufolge 30 Prozent aller Haushalte von Geldsendungen aus dem Ausland abhängig.

Vor allem junge, gut ausgebildete Filipinas verdienen ihr Einkommen in anderen Ländern. Ihre Abwesenheit verändert die lokalen sozialen Netzwerke: Sind die jungen Frauen noch unverheiratet, suchen sie Partner im Ausland; sind sie verheiratet, führen sie eine Ehe auf Distanz. Die Großeltern kümmern sich um die Kinder. Darüber hinaus stellen sich weitere Fragen: Welche Art von Arbeitsplätzen wird durch

nachhaltige Entwicklungsprojekte geschaffen? In welcher Beziehung stehen diese zu lokaler Arbeitsteilung der Geschlechter?

Bei den Projekten zum Abacá-Anbau geht es vor allem darum, die bäuerliche Bevölkerung in die Wertschöpfungskette einzugliedern. Hierdurch sollen die Kleinbauern ihre Möglichkeiten erweitern, dauerhaft mehr Einkommen zu erzielen. Außerdem sollen neue Arbeitsplätze entstehen, was wiederum die Landflucht vermindern kann. Wie allerdings die lokalen Sozialsysteme in den Anbaugebieten aussehen, wie der Anbau von Abacá diese verändert und welche Konsequenzen das haben könnte, wurde bisher nicht untersucht.

Hier sind empirische sozialwissenschaftliche Studien gefragt. Sie können auch Aufschluss darüber geben, inwieweit die Vorbehalte der philippinischen Regierung berechtigt sind: Diese befürchtet, dass die Produktion von Rohstoffen vor Ort und die Weiterverarbeitung im Ausland zu wenige Arbeitsplätze schaffen und letztlich ökonomische Ungleichheit und soziale Ungerechtigkeit fortschreiben.

Bei der Förderung von sozial nachhaltigen Entwicklungen muss die Bekämpfung der Armut auf den Philippinen ganz oben stehen. Wer sich ernsthaft um soziale Nachhaltigkeit bemühen will, muss erst wichtige Fragen beantworten: Welche unterschiedlichen Tätigkeiten verlangt der Abacá-Anbau, und wie hoch sind die dafür gezahlten Löhne? Wie sehen Arbeitsverträge aus, welche Sozialleistungen werden geboten? Wem gehört das Land, auf dem Abacá gepflanzt wird?

Die Diskussionen im Rahmen des Projekts der AG Grenzen haben dazu geführt, dass die Sichtweisen der beteiligten Parteien besser verstanden werden. Darüber hinaus soll im Rahmen geplanter weiterer Arbeiten ein Konzept für eine Evaluation nachhaltiger Projekte erarbeitet werden, das es erlaubt, die ökonomischen und ökologischen Aspekte mit denen der sozialen Nachhaltigkeit zu verbinden. Erst wenn dies gelingt, kann von einer alle Aspekte umfassenden „grenzenlosen“ Nachhaltigkeit gesprochen werden.

» Jörg Müssig und Bettina Beer

Auf den Punkt genau

Die Maschinenbau-Ingenieurin und Logistik-Expertin Katja Windt

Katja Windt fühlt sich in der Grundlagenforschung ebenso zu Hause wie in der Auftragsforschung für ein industrielles Großunternehmen. Was in anderen Fächerkulturen eher ungewöhnlich erscheint, empfindet die Professorin für Logistik an der Jacobs University in Bremen als ganz normal: „So funktionieren die Ingenieurwissenschaften.“ Denn gerade die Anbindung an konkrete Problemstellungen aus der Praxis treibt sie an, Projekte für die Grundlagenforschung zu kreieren. Gleichzeitig Erkenntnisse und Ergebnisse aus dem Labor in die Wirtschaft einzuspeisen, motiviert die 39-jährige Expertin für globale Produktionsprozesse. „Der enge Kontakt zu Unternehmen liefert mir ein wunderbares Spielfeld für neue Forschungsideen.“

Wissenschaft oder Wirtschaft? Für Katja Windt war beides zunächst eine attraktive Option. Sie bewarb sich sowohl um eine Stelle in der Industrie als auch für ein wissenschaftliches Projekt am Institut für Fabrikanlagen und Logistik (IFA, Leibniz Universität Hannover). Letzteres fesselte sie so stark, dass sie sich für die Forschung entschied und zudem die Logistik als „ihr“ Fach entdeckte. „In der Industrie dominiert das Tagesgeschäft und ich wäre auf eine Branche begrenzt gewesen.“ Als Wissenschaftlerin hingegen

sucht sie Wege, über Branchen- und Disziplinengrenzen hinweg zu arbeiten. Gerade die Logistik, inzwischen eine wissenschaftliche Disziplin mit eigenen Methoden, öffnete dazu viele Möglichkeiten. „Angesichts des rasant sich vernetzenden Weltmarktes wird eine intelligente Planung und Steuerung der komplexen Produktionsprozesse immer notwendiger.“ Machbar ist das nur mit intelligentem Logistik-Know-how, das Ingenieurwissenschaftler mit anderen Disziplinen, wie zum Beispiel der Informatik oder

den Wirtschaftswissenschaften, gemeinsam entwickeln. An dieser Schnittstelle arbeitet die Wissenschaftlerin der Jungen Akademie.

Die Selbststeuerung logistischer Prozesse gehört zu einem Forschungsgebiet der Maschinenbau-Ingenieurin. „Wir entwickeln Methoden und nutzen neue Technologien, damit ein Bauteil eigenständig über seinen Lebensweg während der Produktion entscheiden kann.“ Ein Motor wird mit so viel intelligenter Technologie und Entscheidungsmethodik ausgestattet, dass er beispielsweise selbst bestimmt, in welches Auto er eingebaut wird. Die logistischen Zielgrößen, wie kurze Lieferzeiten und hohe Termintreue, sollen so besser erreicht werden. Die Dynamik im Produktionssystem – verschiedene Produkttypen, individuelle Kundenwünsche, unterschiedliche Zeitfenster – ist hoch, entsprechend flexibel müssen die Parameter gestaltet sein. Außerdem arbeitet Katja Windt an Methoden, um weltweite Distributionsnetze für Einkauf, Produktion und Vertrieb auszulegen: Wo sind idealerweise welche Lagerstandorte, wo welche Zulieferer? Wo fertigt ein Unternehmen am besten welches Produkt? Wie bestückt es seine Lager? Aktuelle Daten zur Lösung dieser Probleme liefert die Industrie.

Der Klang der Produktion

Katja Windt wagt sich mit ihrem interdisziplinären Ansatz auch in weit entfernte Fachgebiete: An der Jacobs University führt sie ein Projekt der AG Rhythmus zusammen mit dem Komponisten Julian Klein weiter. Mit Hilfe eines Audioprogrammierers und Musikers möchte sie Planungs- und Steuerungsmethoden entwickeln, die einen harmonisch ausgewogenen Produktionsablauf sichern. Mit einer Sonifikation werden die Produktionsablaufdaten auf ihre spektralen und rhythmischen Eigenschaften hin analysiert.

Ohne die Junge Akademie wäre ein solches Projekt nicht entstanden, davon ist Katja Windt überzeugt. „Die Junge Akademie schafft den Raum, Ideen mit Wissenschaftlern anderer Fä-



Porträtfoto: Uschi Heidel

cher austauschen zu können, ohne zunächst darauf achten zu müssen, ob diese gut oder weniger gut sind. Nur so können zukunfts-trächtige neue Projekte entstehen."

Künftig will sich die Professorin verstärkt mit der Integration neuer Technologien in logistische Prozesse befassen, zum Beispiel in der Montage. Viele Unternehmen bauen häufig nur noch Bauteile zusammen, die an verschiedenen Orten hergestellt wurden. „Es geht um Methoden für einen reibungslosen Montageprozess, der von sehr vielen Faktoren beeinflusst wird, aber auf den Punkt genau gelingen muss“, so Katja Windt. Und von hier denkt sie weiter zum logistikorientierten Produktdesign: Wie lässt sich ein Produkt bereits in seinem Aufbau so verbessern, dass logistische Potentiale in der Fertigung genutzt werden können?

Bevor Katja Windt den Ruf als Professorin für „Global Production Logistics“ an die Jacobs University im Februar 2008 annahm, forschte sie am Bremer Institut für Produktion und Logistik (BIBA) und leitete eine Abteilung mit 16 Mitarbeitern. Die Verbindungen zur Universität Bremen sind nach wie vor lebendig, wo die Maschinenbau-Ingenieurin im Sonderforschungsbereich „Selbststeuerung logistischer Prozesse“ weiterhin Projekte leitet. Das Maschinenbaustudium mit Schwerpunkt Produktionstechnik und die Promotion hatte sie in Hannover und am MIT in Cambridge absolviert.

Weder Elternhaus noch Schule gaben der Abiturientin Ende der achtziger Jahre den Anstoß, sich für Maschinenbau zu entscheiden, sondern ein Praktikum in der ehemaligen Bremer Vulkanwerft und Gespräche mit männlichen Freunden. Fast allein unter 600 Männern im Hörsaal – für die Studentin kein Problem, und auch der heutigen Professorin liegt es fern, über ihren Minderheitenstatus zu lamentieren oder damit zu kokettieren. Vielmehr möchte sie Frauen Mut machen, ausgetretene Denkpfade zu verlassen und Neues zu wagen. Die Möglichkeiten reichen von Konstruktion über Verfahrenstechnik und Materialwissenschaften bis hinein in die Unternehmensberatung. „Die Arbeit ist äußerst kreativ und bietet die Chance, in vielen Lebensbereichen gestalterisch zu wirken und Einfluss zu nehmen.“

An der Jacobs University fühlt sich Katja Windt gut aufgehoben. Etwa 1.200 Studierende aus 93 Nationen schaffen eine Atmosphäre, die ihr gefällt. Sie schätzt das persönliche Verhältnis



zu ihren Studierenden, den kurzen Draht zur Verwaltung und vor allem die große Gestaltungsfreiheit.

Als erfolgreiche Wissenschaftlerin, ausgezeichnet mit dem hochdotierten Alfred Krupp-Förderpreis 2008, und als Mutter dreier Kinder widerspricht sie gängigen Rollenbildern und zeigt damit neue Wege für Frauen auf. Vor kurzem wurde sie vom Deutschen Hochschulverband zur Hochschullehrerin des Jahres 2008 gekürt.

Es ärgert die Forscherin, dass so wenige junge Leute Ingenieurwissenschaften studieren. „Sie denken einfach nicht zukunftsgerichtet. Wir brauchen Experten, die innovative Technologien hervorbringen, damit Deutschland international konkurrenzfähig bleibt.“ Hier sei noch viel Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit zu leisten. Dabei wirkt Katja Windt tatkräftig mit, seit kurzem auch als MINT-Botschafterin. Im Rahmen der bundesweiten Kampagne wirbt sie bei jungen Menschen für Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik.

Zwischen den Zeilen lauern die Gefühle

*Der Literaturwissenschaftler
Martin von Koppenfels*



New York" von 1940 – Poeta en Nueva York – ein „bewundernswertes metrisches Gespür“, 2001 erhält er dafür den Paul Scheerbart-Preis.

„Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft ist eigentlich kein Fach, sondern ein uneinlösbarer Anspruch. Denn man soll über Literatur im Allgemeinen sprechen und das auch noch in mehreren Sprachen bearbeiten. Gleichzeitig bietet es den maximalen Freiraum“, beschreibt Martin von Koppenfels sein Studienfach. Daneben studierte er Latein und Spanisch an der Ludwig-Maximilians-Universität München, denn er wollte den romanischen Sprachen auf den Grund gehen. „Dabei ist Latein als etymologische Grundlage dieser modernen Sprachen nur eine von vielen Ordnungskategorien“, weiß er heute. Dennoch passt es in sein Interessenfeld: Der 41-Jährige wollte lange Archäologe werden und hat deshalb auch heute als Literaturwissenschaftler immer einen Fuß in der Vergangenheit. Er möchte Verschüttetes aufdecken, aus der eigenen Zeit aussteigen und nach Verborgenen suchen.

Obsessiv lesen, Widerstände in einem Buch überwinden, sich auf Autoren einlassen, die ihm auf den ersten Blick unsympathisch sind – so arbeitet Martin von Koppenfels, so verarbeitet er Literatur und so übersetzt er Gedichte. Der Romanist und Vergleichende Literaturwissenschaftler machte sich schon während des Studiums an das Übersetzen von Lyrik: „Mich faszinieren die stark verdichteten lyrischen Texte, die aus der Zeit herausgesprengt scheinen und zu denen man immer wieder zurückkehren kann“, erläutert er. Es sind dunkle, semantisch schwierige Verse, die er ins Deutsche überträgt. Dabei ergänzen sich die Forschung und das Übersetzen für ihn auf ideale Weise: „Durch das Übersetzen wird der Text radikal fremd. Ich verstehe ihn ganz neu, denn für jedes Wort muss ich ein entsprechendes in meiner eigenen Sprache finden.“ Ein Rezensent bescheinigt seiner Neu-Übersetzung von Garcia Lorcas „Dichter in

Auch deshalb beginnt er gleich nach dem Abitur während eines Aufenthaltes an der University of Virginia mit dem Spanischstudium. Denn er will wie viele Hispanisten den „Don Quijote“ im Original lesen. „Im Leben gibt es verschiedene literarische Werke, die für die eigene Identität prägend sind. Wo andere Menschen ein ‚Ich‘ haben, sind bei Literaturwissenschaftlern Texte ins Gehirn geschrieben, und der Don Quijote ist ein solcher“, versucht er die anhaltende Faszination zu erklären. Während Martin von Koppenfels mit einigen Autoren nach intensiver Beschäftigung irgendwann abgeschlossen hat, behält Cervantes einen wichtigen Platz in seiner Literaturwelt.

Während an deutschen Schulen allenfalls Klassiker aus dem späten 18. Jahrhundert gelesen werden, beschäftigen sich spanische

Schülerinnen und Schüler mit Don Quijote – das sind 200 Jahre Unterschied in der literarischen Traditionsbildung. „Die Entscheidung für eine fremdsprachliche Philologie ist auch eine Emigration aus der eigenen Kultur, zunächst unbewusst und dann konkret, in Form von Auslandsaufenthalten“, erinnert sich Martin von Koppenfels an den gewundenen Weg zur eigenen Identität. Als er endlich in Barcelona ist, fällt die Mauer in Berlin und er merkt, dass er in diesem Moment am falschen Ort ist, wieder zurück muss ins eigene Land. „Ich musste diesen komplizierten Weg zur eigenen Sprache mit Bezug zur deutschen Geschichte nehmen.“

Kaltes Erzählen

Nach seiner Dissertation über Lorca forscht er über die Art von Büchern, die ihn selbst faszinieren: „Ein positive Identifizierung mit Autor und Buch interessiert mich wissenschaftlich weniger, produktiv lese ich vor allem Bücher, die mich zunächst abstoßen.“ Besonders starke Wirkungen haben Texte, die Emotionen verfremden, sie aussparen oder an ungewöhnlicher Stelle auftauchen lassen. Martin von Koppenfels untersucht solche Werke in seiner Habilitationsschrift „Immune Erzähler“. Dabei steht Gustave Flaubert mit seinem „kalten Erzählen“ im Mittelpunkt. Dessen Bücher fesseln und stoßen ab wegen der sezierenden Erzählweise, weil er die Feder wie ein Skalpell hält, wie zeitgenössische Kritiker schreiben.

Statt Einfühlung zuzulassen werden auch erschütternde Szenen wie der Selbstmord von Madame Bovary schockierend in allen Facetten erzählt, ohne dem Leser eine emotionale Position anzubieten. Auch in der Verarbeitung der Shoah ist Affektvermeidung wie bei Imre Kertész' „Roman eines Schicksallosen“ ein mächtiges Instrument, denn die von den Lesern erwarteten Gefühle wie Trauer, Wut oder Angst werden nicht erzählt.

„Mich interessieren die emotionalen Transaktionen zwischen Texten und Lesern, also nicht der Text als Objekt, das man strukturell analysiert. Ich will verstehen, was beim Lesen passiert, welche Eigenschaften eines Textes welche Reaktionen hervorrufen“, sagt der Professor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Bielefeld. Und wieder

sieht er die historische Dimension: Wie verändern sich die Leserreaktionen und damit der emotionale Horizont der lesenden Öffentlichkeit? Wie haben die einzelnen Autoren sich auf Flaubert bezogen?

Und weil Martin von Koppenfels ein Literaturarchäologe ist, nimmt es nicht Wunder, dass für ihn die Psychoanalyse eine mögliche Sprache seiner Interpretationen ist. „Die Interaktion zwischen Text und Leser verläuft teilweise unbewusst. Affekte finden sich zwischen den Zeilen, der Text suggeriert sie, ohne sie auszusprechen. Diese Mechanismen kann ich mit Freud'schen Begriffen verstehen.“

Wie wirken Gedichte?

Mit Gefühlen beschäftigt sich Martin von Koppenfels zurzeit auch als Gastprofessor in Berlin. Dort arbeitet er im interdisziplinären Exzellenzcluster „Languages of Emotion“: „Wir legen dort Goethe und Eichendorff auf den Scanner.“ Er wählt gemeinsam mit Kollegen einfache Vierzeiler aus, verändert Metrum oder Semantik und bereitet diese Texte für neurowissenschaftliche Versuche vor. Die Fragen lauten: Wie werden Reimschemata im Hirn verarbeitet? Wie wirken Gedichte? Eignen sich bestimmte Dichter eher als andere? „Mich interessiert diese interdisziplinäre Zusammenarbeit, die ich schon aus der Jungen Akademie kenne, sehr. Es ist immer wieder interessant, sich als Geisteswissenschaftler der Rationalität von empirischen Versuchsreihen zu unterwerfen“, sagt Martin von Koppenfels. Diese Kooperation hat für ihn auch eine überfachliche Bedeutung: „Die Geisteswissenschaften müssen ihre Position in einer stark durch Bio- und Neurowissenschaften geprägten Zeit klären. Es geht um Deutungshoheit und Disziplinen, die verändert aus dieser Debatte hervorgehen werden“, ist er sich sicher.

Martin von Koppenfels will sich aktiv an dieser Diskussion beteiligen, zu wichtig ist ihm sein Fach und sein Gegenstand – die Sprache. Das Wissenschaftskolleg verleiht ihm im Februar den Anna Krüger Preis für seine Habilitation, die in „einer besonders ansprechenden Sprache“ verfasst wurde. „Deutsch als Wissenschaftssprache liegt mir am Herzen und nur sehr selten wird das gute Schreiben in der Wissenschaft honoriert.“

Von seiner sprachlichen Sensibilität profitierte auch das Magazin der Jungen Akademie: Drei Jahre lang saß Martin von Koppenfels im Redaktionsteam und wachte über Inhalt und adäquaten Ausdruck.



Porträtfoto: Ulrich Dahl

Die zehn „Neuen“

Kurzporträts

Profitiert eine *Gemeinschaft* von Krankenpflege? Die Biologin **Sylvia Cremer**, Jahrgang 1973, ging dieser Frage anhand von Ameisenkolonien nach und stellte fest, dass Ameisen sich um ihre Kranken kümmern und dabei ihr eigenes Immunsystem stärken. Um Ameisen ging es auch in ihrer Dissertation an der Universität Regensburg über „Alternative reproduktive Taktiken bei der Ameisengattung *Cardiocondyla*“. Nach einer Postdoc-Phase in Kopenhagen kehrte Sylvia Cremer als Habilitandin nach Regensburg zurück. Derzeit fragt sie sich unter anderem, wie die Populationsstruktur sozialer Insekten mit ihrer Anfälligkeit für Pathogene und Parasiten zusammenhängt. Zudem ist sie die richtige Ansprechperson für alle Fragen rund um die invasive Gartenameise *Lasius neglectus*. Wir freuen uns, dass Sylvia Cremer nun die Populationsstruktur der Jungen Akademie bereichert!



Wie verhält sich Holz? Das ist die Frage, mit der sich **Karin Hofstetter**, Jahrgang 1977, in ihrer Forschung beschäftigt. Nach dem Diplom im Bauingenieurwesen an der TU Wien hat sie – ebenfalls in Wien – mit bestmöglichem Abschluss ihr Doktoratsstudium am Institut für Mechanik der Werkstoffe absolviert, wo sie seitdem als Universitätsassistentin arbeitet. Finanziert durch die Österreichische Forschungsförderungsgesellschaft verfolgt sie nun ein Großprojekt mit dem Titel „MechWood – Mechanical characterization of wood for knowledge-based timber industry“. Dabei untersucht sie die mikrostrukturellen Grundlagen makroskopisch *beobachtbar* en Verhaltens von Holz. Wir freuen uns darauf, mit ihr die Frage zu diskutieren, wie und – wenn man dies sagen darf – *ob* Holz sich verhält (knock on wood) ...





„Um sie balgen sich die Wissenschaftsnationen: **Olga Holtz**“ – so titelte unlängst die Frankfurter Allgemeine Zeitung. Olga Holtz, Jahrgang 1973, ist Mathematikerin. Nach ihrem Diplom an der Universität Tscheljabinsk im Ural ging sie für ihre Doktorarbeit nach Madison, Wisconsin. Es folgte ein Aufenthalt an der TU Berlin sowie ein Intermezzo an der UC Berkeley, Kalifornien, bis sie als Sofja-Kovalevskaja-Stipendiatin an die TU Berlin zurückkehrte. Ihre Interessen in der Mathematik sind breit gefächert und reichen von numerischer Analysis, wissenschaftlichem Rechnen sowie Matrizen- und Operatoretheorie über Approximationstheorie und orthogonale Polynome bis hin zu wavelets und splines. Aber auch jenseits der Mathematik engagiert sie sich: So singt sie unter anderem im Chor der Berliner Philharmoniker. Olga Holtz ist *vielseitig* – so kann man es wohl zusammenfassen. Sie ist uns herzlich willkommen!



Eine weitere Mathematikerin und Informatikerin gewinnen wir mit **Ulrike von Luxburg**, Jahrgang 1975. Nach dem Studium in Konstanz, Grenoble und Tübingen sowie einem Forschungsaufenthalt an der Australian National University in Canberra promovierte sie an der TU Berlin zu „Statistical learning with similarity and dissimilarity functions“. Mit mehreren „Best-Paper-Awards“ ausgezeichnet, befasst Ulrike von Luxburg sich derzeit als Forschungsgruppenleiterin am Max-Planck-Institut für Biologische Kybernetik, Tübingen, mit maschinellem Lernen. Ulrike von Luxburg fällt insbesondere dadurch auf, dass sie nicht nur exzellente, sondern auch *ungewöhnlich* e Forschung leistet, indem sie die Relevanz bestimmter Themen früher erkennt als andere. Ob maschinell oder nicht – wir freuen uns auf das gemeinsame Lernen!



Christiane Ritter, Jahrgang 1973, ist Biochemikerin. Nach ihrem Studium in Hannover ging sie an die Yale Medical School, schrieb jedoch ihre Doktorarbeit an der ETH Zürich zu dem Thema: „Characterization of the substrate properties recognized by the ER folding sensor UDP-glucose: glycoprotein glucosyltransferase“. Anschließend war Christiane Ritter als Postdoc am Salk Institute in La Jolla, Kalifornien, tätig, bevor sie als Nachwuchsgruppenleiterin an das Helmholtz-Zentrum für Infektionsforschung nach Braunschweig zurückkehrte. Ihr Forschungsinteresse liegt in der hochauflösenden Betrachtung dreidimensionaler Strukturen von Amyloiden, das heißt: faserartigen Proteinablagerungen, die mit Alzheimer, Parkinson und Prion-Erkrankungen in Verbindung gebracht werden. Wir sind *gespannt* darauf, mehr von Christiane Ritter über diese Themen zu erfahren!



Wege in die Wissenschaft haben oftmals viele Stationen. **Simone Schütz-Bosbach**, Jahrgang 1974, studierte zunächst Germanistik und Theologie in Bonn, wechselte dann aber zur Psychologie und promovierte in München über den Einfluss der visuellen Wahrnehmung von Bewegungen auf die Steuerung von Handlungen – eine Arbeit, die mit der Otto-Hahn-Medaille ausgezeichnet wurde. Ihre Postdoc-Phase verbrachte Simone Schütz-Bosbach am Institute of Cognitive Neuroscience in London. Jetzt leitet sie eine Nachwuchsgruppe zum Thema „Body and Self“ am Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften, Leipzig. Hier entwickelt sie ein neues Paradigma, innerhalb dessen die Fähigkeit zur Unterscheidung zwischen eigenen und fremden Handlungen anhand der *rubber hand illusion* untersucht wird. Wir freuen uns auf *Paradigmen* diskurse mit Simone Schütz-Bosbach!



Mit **László Székelyhidi**, Jahrgang 1977, bereichert uns ein weiterer Mathematiker. Seinem Lebenslauf nach zu urteilen, liebt er die Abwechslung und das Neue. Nach einer Schulzeit in Ungarn, Deutschland und Dubai begann László Székelyhidi sein Studium am St. John's College in Oxford. Für die Dissertation ging er an das Max-Planck-Institut für Mathematik in den Naturwissenschaften in Leipzig, danach zog es ihn als Postdoc nach Princeton, an das Institute for Advanced Studies. Nach einer Phase als Lecturer an der ETH Zürich entschied sich László Székelyhidi für den Standort Bonn, wo er eine Professur im Rahmen des dortigen Exzellenzclusters innehat. László Székelyhidis Forschungsinteresse konzentriert sich auf die Theorie der nicht-linearen partiellen Differentialgleichung und ihrer Anwendung in der Kontinuums-Mechanik. Doch mit seiner mathematischen Expertise nicht genug – er spielt auch die Violine auf hohem *Niveau*. Herzlich willkommen im polyphonen Klang der Jungen Akademie!

Auch einen Geisteswissenschaftler gewinnen wir in diesem Jahr, und zwar **Matthias Warstat**, Jahrgang 1972. Nach einem Studium der Geschichte promovierte er im Fach Theaterwissenschaft mit einer international breit rezipierten Arbeit über „Theatrale Gemeinschaften. Zur Festkultur der Arbeiterbewegung 1918-1933“. Fünf Jahre später erfolgte die Habilitation mit dem Titel „Krise und Heilung. Wirkungsästhetische Studien zum Theater des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart“, die den Zusammenhang zwischen Theaterkunst und Heilkunst untersucht. Neben seiner Forschungstätigkeit, zum Zeitpunkt der Aufnahme am Institut für Theaterwissenschaft der FU Berlin, beeindruckt Matthias Warstat durch sein Engagement an der Schnittstelle zur Gesellschaft, etwa durch die Organisation von Festivals mit dem Deutschen Theater Berlin. Wir freuen uns auf einen regen *Austausch* – auch über die theatralen und karnevalesken Seiten der Wissenschaft!



Und noch eine Mathematikerin begrüßen wir dieses Jahr in der Jungen Akademie: **Anna Wienhard**, Jahrgang 1977. Neben der Mathematik hat sie sich auch mit Theologie befasst, und dieses Fach ebenfalls mit dem Diplom abgeschlossen. Anna Wienhard entschied sich aber für die Mathematik und schrieb ihre Dissertation über „Bounded cohomology and geometry“ an der Universität Bonn. Ihr Weg als Postdoc führte sie nach Basel, Princeton und an die University of Chicago. Als *Assistant Professor* kehrte sie nach Princeton zurück. Ihr Forschungsinteresse liegt in den Beziehungen zwischen geometrischen, algebraischen und dynamischen Strukturen von *Mannigfaltigkeiten*.

Anna Wienhards Arbeiten werden in Fachkreisen *Mannigfaltigkeiten* gelobt, dass sie „tiefliegende Einsichten zu Darstellungen von Flächengruppen in die Automorphismengruppe Hermitescher symmetrischer Räume, die entsprechende Toledo-Invariante und dem Typ des Hermiteschen symmetrischen Raumes“ enthalten. Wir sind stolz darauf, dass Anna Wienhard nun die Junge Akademie mit dieser ungewöhnlichen Expertise bereichert.

An der Baumgrenze der Nordhalbkugel fühlt sich **Martin Wilmking**, Jahrgang 1972, besonders zuhause. Er studierte Geoökologie und promovierte an der University of Alaska, Fairbanks, mit einer Arbeit über „The treeline ecotone in interior Alaska“. Mit dem Sofja-Kovalevskaja-Preis der Alexander von Humboldt-Stiftung ausgezeichnet, arbeitete Martin Wilmking später als Postdoc am Lamont Doherty Earth Observatory der Columbia University sowie dem Finnish Forest Research Institute in Joensuu, Finnland. Gegenwärtig leitet er eine Emmy-Noether-Nachwuchsgruppe an der Universität Greifswald zum Thema „Eurasian peatlands in a changing climate – the methane component“. Die Ostsee entschädigt ihn als leidenschaftlichen Segler für den Verlust der wilden Naturlandschaft Alaskas, meistens zumindest. Sollte ihn in den nächsten fünf Jahren trotzdem das Fernweh nach ungezähmtem Terrain ergreifen, können wir ihn vielleicht mit intellektuellen *Abenteuern* im Rahmen der Jungen Akademie versöhnen.



Veranstaltungen · Neue Publikationen

22. - 24.03.2009

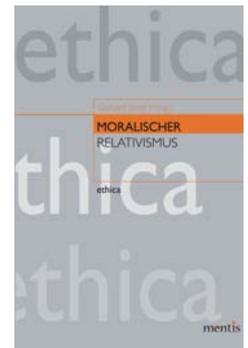
- » Workshop „Beginn mittelalterliches Klimaoptimum“
Veranstalter: AG Klima & Kultur
Ort: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin

27.06.2009

- » Festveranstaltung und Sommerfest der Jungen Akademie mit Urkundenverleihung an zehn neue Mitglieder und Preisverleihung an die Gewinner der Preisfrage 2008 „Welchen Raum braucht das Denken?“
Veranstalter: Die Junge Akademie
Ort: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin

26.06.2009

- » „Welchen Raum braucht das Denken?“
Präsentation anlässlich des Wissenschaftsjahrs 2009 im Rahmen der Ausstellung „Die Rückkehr der Götter – Berlins verborgener Olymp“
Veranstalter: Die Junge Akademie in Kooperation mit dem Exzellenzcluster TOPOI und der Antikensammlung der Staatlichen Museen Berlin
Ort: Pergamonmuseum, Berlin



Plakatgestaltung: Markus Nix



AG Relativität

- » Gerhard Ernst: Moralischer Relativismus.
Paderborn, mentis Verlag, erscheint im Frühjahr 2009

AG Égalité

- » Gleichstellung als Grundbedingung für Offenheit, Freiheit und Wettbewerb in der Wissenschaft. Stellungnahme der Jungen Akademie, Juli 2008

Als PDF herunterladbar unter:
www.diejungeakademie.de/pdf/positionspapier_gleichstellung.pdf

AG Manieren!

- » Mekkas der Moderne – Was sind die Tempel des Wissens?
Artikelserie im Zeitgeschichte(n)-Portal einestages von Spiegel Online:
http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/1015/was_sind_die_tempel_des_wissens.html

preisfrage 2008
www.diejungeakademie.de



Nur Mut zur Begeisterung für die eigene Forschung!

Kann man in der Mathematik überhaupt noch Neues erforschen? Das ist eine der Fragen, die vor allem im Jahr der Mathematik im Gespräch mit Nicht-Mathematikern immer wieder aufgetaucht ist. Die Frage an sich ist berechtigt, denn der Laie verbindet Forschung vielleicht eher mit krebshemmenden Medikamenten oder umweltbewussten Hybridfahrzeugen und Mathematik eher mit Klassikern wie der Quadratur des Kreises oder Fermats letztem Satz. Diese Sichtweise ist gar nicht so falsch, denn Forschung in der Mathematik – und der Grundlagenforschung im Allgemeinen – ist nicht „nützlich“ im Sinne von „direkt anwendbar“. Besser gesagt: Die Nützlichkeit lässt sich nicht unmittelbar an der Anwendbarkeit messen.

Niemand wird bestreiten, dass die Mathematik einen entscheidenden Beitrag zur Entwicklung der modernen Naturwissenschaften, folglich zum Entstehen moderner Technologien, ja sogar zur Formung europäischer Denkkultur geleistet hat. Dennoch: Ist es diese technologische und gesellschaftliche Relevanz, die die Forschung in der Mathematik vorantreibt? Oder ist es doch die pure Faszination an der und Begeisterung über die Klarheit und Universalität, mit der oft komplizierte und schwierige Strukturen durchleuchtet und Verbindungen hergestellt werden können? Kitzel und Neugier am Unverstandenen sowie Freude über das Verstandene.

Die Forschung wird an Publikationen, Gutachten, Konferenzen und Ähnlichem evaluiert und gemessen; der Erfolg wird von außen, von der mathematisch-wissenschaftlichen Gemeinschaft bestätigt oder verweigert. Dieser Rahmen macht es gewissermaßen unnötig, sich mit Fragen nach Motivation zu beschäftigen. Im

Jahr der Mathematik jedoch haben sich solche Fragen gewissermaßen aufgedrängt, auch wenn zuerst unerwünscht. Denn wie erklärt man zum Beispiel Schülerinnen und Schülern, was an der Mathematik so faszinierend ist – vor allem in Zeiten eines „Oktaeders des Grauens“? Natürlich ist es am einfachsten, deutlich zu machen, was die Mathematik bei einer Vielzahl von Technologien – vom Krebsmedikament bis zum Hybridauto – Entscheidendes leistet. Jemand, der am Hybridauto forschen möchte, wird allerdings nicht Mathematiker. Vielleicht ist es also wirkungsvoller, die eigene Begeisterung am Fach weiterzugeben. Ebenso wie auch eine Grundvorlesung besser gelingen wird, wenn die eigene Faszination an der Forschung durchschlägt.

Für das eigene Fach zu begeistern ist nicht leicht, es erfordert Zeit und Energie. Aber man gewinnt nicht nur ein dankbares Publikum und möglicherweise zukünftig mehr Studierende im eigenen Fach, sondern auch einen erweiterten Horizont sowie neue Kraft und Ideen für die eigene Forschung. Denn im akademischen Alltag zwischen Sitzungen und Gutachten, zwischen Lehrverpflichtung und Prüfungsordnung läuft man ständig Gefahr abzustumpfen. Dagegen wirkt ein öffentlicher Vortrag für Laien wie frischer Wind.

Begeisterung lässt sich nicht messen. Aber egal wie ausgefeilt, effektiv und gerecht das Evaluations- und Mittelvergabesystem als Rahmen der akademischen Landschaft auch sein möge, ohne eine innere und persönliche Begeisterung des Einzelnen für das eigene Fach wird die Exzellenz in Forschung und Bildung auf der Strecke bleiben.

» László Székelyhidi Jr.

Impressum

Herausgeber

Die Junge Akademie an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina
www.diejungeakademie.de

Redaktionsteam

Karin Hofstetter, Anke Jentsch,
 Tobias Jentsch, Jörg Müssig,
 Kärin Nickelsen

Redaktion

Trio MedienService
 Uschi Heidel (verantwortlich),
 Isabell Lisberg-Haag
www.trio-medien.de

Titelfoto

Ono Ludwig
www.ono-ludwig.de

Fotonachweise

Seiten 2, 3, 4, 8, 9, 10, 11,
 12, 13, 14, 15, 16/17, 19,
 20 und 27: Ono Ludwig

Gestaltung, Satz & Titel

designcortex :: berlin
 Jens Silberberg
www.designcortex.de

Druck

Königsdruck GmbH, Berlin
www.koenigsdruck.de

Auflage

3.000

Januar 2009 © Die Junge Akademie

ISSN 1863-0367



Die Junge Akademie

an der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften
und der Deutschen Akademie
der Naturforscher Leopoldina

Jägerstraße 22/23 · 10117 Berlin
Telefon +49 30 20 37 06 50
Telefax +49 30 20 37 06 80
office@diejungeakademie.de
www.diejungeakademie.de

Die Junge Akademie ist ein Vorhaben unter dem Dach der beiden ältesten Wissenschaftsakademien Deutschlands. Ihre fünfzig Mitglieder, Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum, widmen sich dem interdisziplinären Diskurs und engagieren sich an den Schnittstellen von Wissenschaft und Gesellschaft.

Das Junge Akademie Magazin erscheint zweimal jährlich und bietet Einblicke in Projekte und Veranstaltungen der Jungen Akademie. Es berichtet über Mitglieder und Publikationen und mischt sich in aktuelle wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Debatten ein.